

Ein schwäbisches Arkadien – Tübingen und das Ammertal

Ehrenfried Kluckert*

Derjenige, der sich aufmacht, Tübingen zu besuchen (nehmen wir an, es ist das erste Mal), wird die Stadt oder das, was er von ihr erwartet, zunächst nicht finden. Neckarfront, Stiftskirche, Schloß oder Rathaus werden ihm lange vorenthalten bleiben, obwohl er sie zum Greifen nahe wähnt. Der verheißungsvolle Auftakt «Bebenhausen» versinkt rasch im Dunst der Auspuffgase, spätestens im Stau vor der Adlerkreuzung in Tübingen-Lustnau. Rechts ab! Flachbauten, Tankstellen. Für einen kurzen Augenblick gerät in der Ferne der Turm der Stiftskirche ins Blickfeld. Schon vergessen. Man fädelt sich in ein Straßenlabyrinth ein. Man wird gefahren. Natürlich hat man die falsche Spur erwischt. Unser Gast befindet sich schon wieder auf einer der Ausfallstraßen Richtung Herrenberg. Die Hinweisschilder scheinen einen möglichst schnell wieder aus dem Ort führen zu wollen. Oder um die Stadt herum, durch den prächtigen Tunnel, durch das *Jahrhundertbauwerk in Beton*. Man schießt über die Autobahnbrücke. War da nicht eben der Neckar, die Altstadt? Links der Bahnhof. Gleisanlagen: Und die Stiftskirche grüßt spöttisch aus der Ferne.

Endlich hat man das Zentrum erreicht und steht nun auf der großen Freitreppe der Tübinger Stiftskirche. Der Blick geht die Lange Gasse hinunter. Vor einem öffnet sich die alte Unterstadt, ein bis ins 6. Jh. zurückzudatierendes Dorf. Später entstand die Oberstadt auf dem Höhensattel zwischen Österberg und Spitzberg. Hier oben die ästhetischen Glanzpunkte wie Schloß, Renaissance-Rathaus oder spätgotische Stiftskirche. Diese touristischen Attraktionen sind bekannt. Die im ästhetischen Abseits gelegenen Weingärtnerhäuser der Unterstadt um die Jakobskirche sind aber auch sehenswert. Während oben großzügig angelegte Fußgängerzonen einladen, stören unten viele geduldige Autofahrer, die um die *Krumme Brücke* fahren und vergeblich nach einem Parkplatz Ausschau halten.

Tübingen an der Ammer

Krumme Brücke, welch' ein seltsamer Name für diesen Platz. Seine Herkunft ist nicht genau bekannt. Vielleicht waren es krumme Eichenbalken, mit denen man die Brücke über die Ammer baute. Die *Krumme Brücke* war jedenfalls das Handelszentrum der alten Unterstadt.

Der durch die Ammergasse fließende Ammerkanal hat zu einem beträchtlichen Teil das wirtschaftliche

Leben Tübingens geprägt. Heute ist der Kanal in erster Linie Kulturdenkmal. Man vermutet, daß er im Zusammenhang mit einer Stadterweiterung etwa 1280 entstanden ist. Er ist zwei bis drei Kilometer westlich der Stadt unterhalb von Schwärzloch von der Ammer abgezweigt worden und verläuft auf einem der Ammer gegenüber etwas erhöhtem Niveau durch die Unterstadt – zweifellos eine enorme Leistung für damalige Verhältnisse. Bevor der Kanal beim Haagtor in die Stadt einmündet, hat er mehrere Mühlen betrieben. An diese konstruierten die Handwerker dann Antriebswellen, um sie in ihre Werkstätte zu legen. Aber der Kanal hatte noch eine andere Funktion: An jedem Samstag hat man sein Wasser am Haagtor künstlich angestaut, so daß es die Unterstadt überschwemmt hat. Auf diese Art und Weise wurde der Unrat, der sich im Laufe der Woche angesammelt hatte, hinweggespült – eine einfache und wirkungsvolle Stadtreinigung also. Dann hatte der Kanal auch die Funktion eines Wasserreservoirs für die Feuerwehr. Übrigens wird der Ammerkanal noch heute in den strategischen Plan der Feuerwehr mit einbezogen. Damals ging das Wasser offen durch die Ammergasse. Bis vor kurzem haben noch dicke Holzbohlen den Kanal bedeckt. Diese sind jetzt entfernt worden, und der Ammerkanal fließt wieder frei unter zahlreichen Brückchen, die zu den Hauseingängen führen, durch die Unterstadt.

Abwasserkanal war der Ammerkanal ebenfalls. Das wird einem besonders drastisch in der Nähe des Kornhauses und am Nonnenhaus vor Augen geführt. Drastisch für uns – damals war es eine Selbstverständlichkeit: Kleine auf Stützpfeilern errichtete Hausanbauten über dem Kanal. Im freien Fall segelten die Restformen – flüssig und hart – der kargen oder lukullischen Mahlzeiten in das Wasser. «Sprachhäuser» nannte man die Gebäude – heute würde man wohl «Kommunikationszentrum» sagen: Ob dieser Name von erlauschten Selbstgesprächen während des «Geschäfts» oder von länger andauernden Gesprächen zu zweit oder zu dritt (mehrere Brillen befanden sich nebeneinander) angeregt wurde? Man weiß es nicht, man kann es nur vermuten.

* In Kürze erscheint von diesem Autor im Texte Verlag, Tübingen, ein Buch zu diesem Thema.

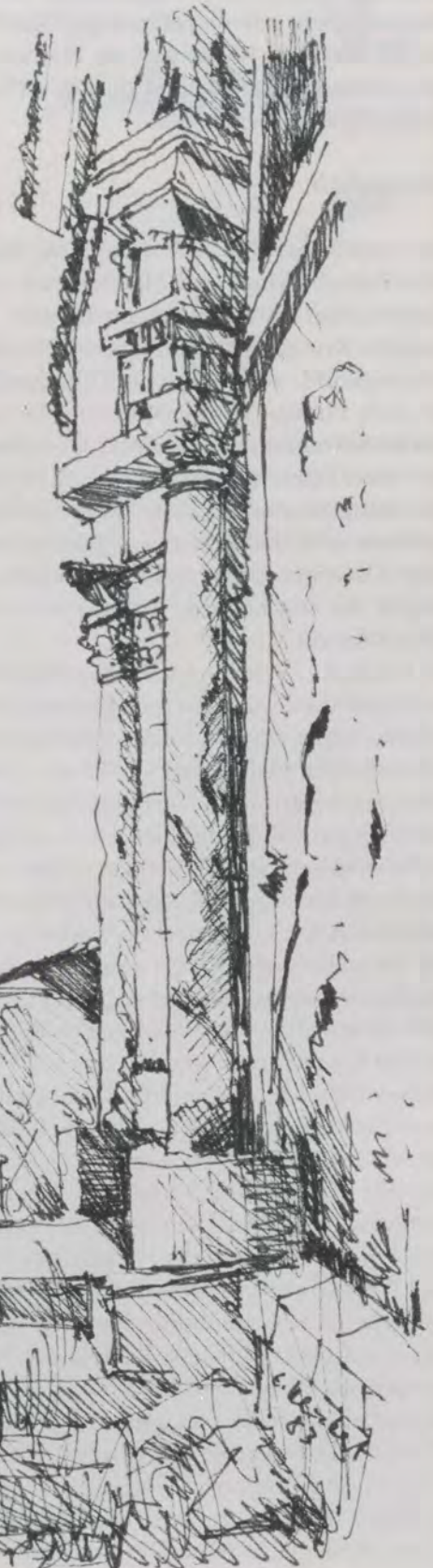
Tübingen liegt also an der Ammer und nicht am Neckar. Der Neckar fließt an Tübingen vorbei, die Ammer durch die Stadt hindurch – als besagter Kanal und ungefähr 200 m nördlich als Fluß.

Der Ammerhof bei Tübingen-Unterjesingen mit der barocken Fassade seiner Kapelle. (Alle Zeichnungen vom Autor)

Tübinger Weinbau

Das Leben ist ein Jammertal – am wenigsten im Ammertal, so der dichtende Ochsenmetzger Spät. Im 19. Jahrhundert, und hier ist unser Dichter zu korrigieren, war das Ammertal nichts anderes als ein Jammertal. Die halbe Bevölkerung schlich bettelnd umher, eine hohl-äugige, siehe Armee des Hungers, so der Tübinger Professor Christian Reinhold Köstlin. Eine der Ursachen: In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geriet der Weinbau in eine tiefe Krise. In der Tübinger Chronik vom 11. Juni 1853 lasen die Unterstädter betroffene folgende Meldung: Wir haben den Tod eines hiesigen Bürgers und Weingärtners zu berichten, der als fleißig prädiziert war, aber durch den Druck und die Ungunst der Zeit in eine so bedrängte Lage geraten war, daß er aus Verzweiflung darüber gestern seinem Leben selbst ein Ende machte.

Diese Zeiten sind glücklicherweise ausgestanden. Aber was ist heute aus dem Tübinger Wein geworden? Kann man ihn noch kosten? Glücklicherweise



Ammerhof

ja. Der einzig verbliebene Weingärtner Tübingens, Albert Berthold, erzeugt ein Gewächs mit dem wohlklingenden Namen *Tübinger Sonnenhalde*. Zu Beginn eines jeden Jahres kann man den neuen Jahrgang in der Besenwirtschaft probieren. Man sollte den Weg in die Haagasse, ins «Mayerhöfle», ebenfalls nicht scheuen. Ernst und Ruth Mayer bewirtschaften ihre Weinstube seit 1954 und sind froh, den «Kenner» begrüßen zu dürfen. Er verlangt natürlich *Tübinger Sonnenhalde*.

Schwärzloch

Die ersten Schritte ins Ammertal führen nach Schwärzloch. Most und Maultaschen auf blanken Klappstischen unter mächtigen Linden. Eine urgemütliche Kneipe nebenan. Das ist Schwärzloch. Ein Lebensgefühl, zumindest für Tübinger Studenten, die viele müßige Sonnenstunden hier verbringen. Keiner bekommt ein schlechtes Gewissen, obwohl von oben Dämonen drohen. Ja, Schwärzloch war eine mittelalterliche Kirche. Romanische Rundbogenfriese mit Fabelwesen zieren heute noch die Hofseite. Ostwärts, unter besagten Linden, halb verborgen die unversehrte Apsis – ein architektonisches Kleinod.

Ob Hölderlin, Schelling und Hegel auf ihren Wanderungen durch das Ammertal ebenfalls hier vorbeigekommen sind? Von den Dämonen haben sie sich sicherlich nicht schrecken lassen. Schrecknisse gab es genug um 1800. Die Französische Revolution war noch jung. In Deutschland, besonders im Württembergischen, war derjenige höchst verdächtig, der die Worte «Freiheit» oder «Demokratie» ausgesprochen hat. Und verdächtig waren die drei in der Tat. Sie sollen auf der Wurmlinger Kapelle die *Deutsche Republik* ausgerufen haben. Vielleicht am 14. Juli 1793, dem dritten Jahrestag der Revolution. Zu dieser Zeit hat Hölderlin seine *Hymne an die Freiheit* gedichtet. Möglich, daß er sich hier oben in den luftigen Höhen nahe dem Musenhimmel Tübingens zu den Versen hat anregen lassen.

Was für ein Rundblick für den revolutionär gestimmten Hölderlin: Unter ihm dämmerte Hirschau, seit alters her im Besitz der Habsburger. Österreichisches Territorium im schwäbischen Vaterland. Etwas weiter entfernt Rottenburg, das – wie die Aufklärer sagen würden – finstere katholische Nest. Hoffnungsschimmer vielleicht auf der anderen Seite, im Ammertal. Dort die vorwiegend protestantischen alt-württembergischen Gemeinden, wie z. B. Unterjesingen und Pfäffingen.

Zwischen den beiden Orten kreuzten sich zwei römische Konsularstraßen. Die eine kam von Süden,

von der Donau über Rottweil und Rottenburg. Die andere, die spätere Königstraße des Mittelalters, verlief von Herrenberg über Reusten nach Tübingen.

Pfäffingen

In Pfäffingen wohnen, wie die Nachbarn spotten, die Ägypter. Im benachbarten Oberndorf sollen übrigens die Kroaten leben. Schwaben, Ägypter, Kroaten. Ein buntes Völkergemisch im Ammertal, vielleicht vom Dreißigjährigen Krieg angeschwemmt. Manch einer mag hängengeblieben sein. Aber haben Ägypter am Dreißigjährigen Krieg teilgenommen?

Eine andere Erklärung mag plausibler sein: Im Jahr 1965 fanden die Pfäffinger Heimattage statt. Es wurde das von einem Einheimischen verfaßte Stück *Ägypter und Pharaonen* aufgeführt. Es handelte u. a. von der Knechtschaft der Vorfahren unter despotischen Barockherren. Immerhin, in Pfäffingen standen drei Schlösser. An der Grenze zwischen Vorderösterreich und Alt-Württemberg gelegen, übte das Dorf offensichtlich eine starke Anziehungskraft auf den Adel aus. Man sagt, daß die Pfäffinger unter den Herren gelitten haben wie die alten Ägypter unter den Pharaonen.

Die durch Pfäffingen fließende Ammer kann man übrigens mit dem Nil vergleichen. Schon oft ist der Fluß über seine Ufer getreten. Fast alle Häuser standen dann unter Wasser. Die letzte Überschwemmung fand zur Zeit der Heimattage statt. Kurze Zeit später wurde die Ammer begradigt und befestigt.

Poltringen

Der Nachbarort von Pfäffingen ist Poltringen. Zu Poltringen assoziiert man «poltern». Poltergeister im Dorf? Nördlich des Ortes fällt ein Flurname auf: *Bei den Galgen*. Dort, wo vor langer Zeit Galgen gestanden haben, gehen Geister um. Noch heute erzählt man sich in Poltringen, daß ein sehr bekannter und aufdringlicher Geist die Bauern auf dem Felde erschreckt habe. Bald sind die Bauern nur noch in Begleitung des Ortspfarrers zur Arbeit gegangen. Dieser Gang muß einer Prozession geglichen haben. Mit Gebetsbuch, Weihwasser und Stola rückte der Geistliche dem Geist zu Leibe. Durch inbrünstige Gebete konnte er den ätherisch unseligen Leib materialisieren und gleichzeitig in ein handliches Format bannen. So packte er den Entlarvten und steckte ihn in einen Weinkrug. Was dann geschehen ist? Man weiß es nicht so genau. Der Krug war plötzlich verschwunden. Es waren sicherlich die Reste des



Zwiebelturm der Stephanuskirche in Poltringen

köstlichen Getränks, die den Gebannten beseelt und wieder zum Geist gemacht haben, so daß er zusammen mit seiner neuen Behausung davongeflogen ist.

Reusten

Nach Reusten sollte man den Höhenweg einschlagen, also schon in der Ortsmitte von Poltringen Richtung Sportplatz marschieren. Zur rechten Hand taucht das weite Gelände des Sportflugplatzes auf, und zur linken Hand eine riesige Zwiebel. Tatsächlich eine Zwiebel, bläulich-grau schimmernd, die in geringer Entfernung mit uns Richtung Reusten wandert. Ein kleiner Taleinschnitt offenbart bald die nüchternen Zusammenhänge dieser wunderbaren Erscheinung. Die Zwiebel sitzt auf einem Kirchturm, der das Schiff der Stephanuskirche unten an der Ammer flankiert.

Bald tauchen die ersten Flachdächer der Reustener Wolfsbergsiedlung auf. In der Ferne, im Schatten des Pfaffenberges, leuchten die roten Dächer von Oberndorf. Die Kirche dieses Dorfes, das kürzlich ein Ortsteil von Rottenburg geworden ist, sollte man unbedingt besuchen. In ihrem Chor steht der sogenannte Oberndorfer Altar, ein Meisterwerk der Spätgotik, dessen Figuren von einer schwäbisch-fränkischen Hand geschnitzt sind. Einflüsse von Riemenschneider und den Brüdern Erhart sind unübersehbar.

Das Segel- und Motorfluggelände ist jetzt in greifbarer Nähe. Im Norden wird es vom Hardtwald begrenzt. Eine Schafherde zieht vorüber. Ein Motorflieger startet. Im Schlepptau ein Segelflugzeug. Adlerwetter. Segelflugwetter. Das ist ja hier oben alles zu schön, inmitten der Natur, im Zentrum der Gemeinde Ammerbuch.

Ammerbuch-City

Für gewisse Berufsgruppen ist ein mildes Grün ein Farbton, der durch graue scharfkantige Kontraste aufgelockert werden muß. Im Geiste figuriere ich Beton, Glas und Stahl in die Gegend. Das Material formt sich zu Gebäuden, zu Wohnwaben, Verwaltungsblöcken oder Sporthallen. Vierspurige Straßen schließlich, die ins Zentrum dieser Kapitale stoßen: Ammerbuch-City.

Eine grauenhafte Vision, die fast Wirklichkeit geworden wäre. Eine Gemeinde ohne Zentrum, ohne City, das war damals, zur Zeit des Zusammenschlusses der Dörfer im Ammertal im Jahre 1971 nicht vorstellbar. Und so überlegte man sich den Bau einer Retortenstadt hier auf der Höhe inmitten von Wiesen und Feldern, Bächen und Tümpeln. Spöttisch sprach man von einem *schwäbischen Brasilia*. Spott? Für manch einen der Gründungsväter «in spe» war dieses Projekt eine ernsthafte Überlegung. Ein stolzer Schauer dürfte ihn durchzittert haben, als er vernahm: *Ammerbuch-City, ein schwäbisches Brasilia!* Aus diesen Plänen ist nichts geworden. Die Natur lädt immer noch zum Verweilen ein.

Am schönsten ist es, sich dem Ort Reusten von der Höhe aus zu nähern: Zwischen dem steil aufragenden Kirchberg und dem gegenüberliegenden Wolfsberg zwingt sich die Ammer hindurch. Die Muschelkalkhänge beider Anhöhen scheinen auf die Reustener Dächer zu stürzen, die in ihren verschiedenen Rottönen einem Aquarell von Klee gleichen. Das natürlich nur im Sommer. Im Winter spaziert man durch einen Bruegel. Die dürren Äste der Obstbäume und Pappeln, die schneebedeckten Häuser, der magere Kirchturm und die weich gewellten Hügel des Kirchberges, das dampfende Ammertal und die Weite des westlich sich anschlie-



Schäfer und Herde, im Hintergrund Hohenentringen

ßenden Gäus – das sind Attribute einer flämischen Winterlandschaft.

In Reusten muß man unbedingt das Bergcafé besuchen. Im Zentrum des Ortes, unweit der Kirche, entdeckt man ein kleines Hinweisschild: *Sophie und Marie Haupt. Bergcafé. Ersten Gang einlegen*. Es geht steil in die Höhe. Das Café befindet sich, von Birken halb verborgen, auf dem Kirchberg. Hier, über dem Mäander der Ammer, wird für das leibliche Wohl, für das Wohl des Herzens und der Seele gesorgt. Ja, Marie und Sophie haben ihre Seelenfäden durch den Gasträum gespannt. Da steht nicht einfach nur ein Glas Most vor dem Besucher, ... es folgt eine Geschichte. Es folgt noch eine weitere Geschichte. ... Die Welt, konzentriert auf Ammer und Gäu.

Hohenentringen

Machen wir uns nun auf den Weg zum Schönbuchrand. Hohenentringen – für Tübinger Studenten die Alternative zu Schwärzloch. Hier können Höhepunkte studentischer Lustbarkeiten genossen werden, auch wenn man nicht mehr Student ist oder nie einer war. Der Ausblick ist schlicht «heroisch» zu nennen. Die Hochebene um Reusten fällt ab ins Gäu, das mit seinen Feldern dem Schwarzwald entgegenschwebt. Die Hänge des Schönbuchs senken sich steil ab und laufen ins Tal sanft aus. Dort die Dörfer Breitenholz und Kayh.

Die Baugeschichte der Burg liegt im Dunkel. Man vermutet, daß schon im hohen Mittelalter ein Bau oberhalb von Entringen auf dem Schönbuchrand gestanden hat. Zwei Urkunden des Klosters Beben-

hausen legen diese Vermutung nahe; sie stammen aus den Jahren 1293 und 1294. In einer weiteren Urkunde, sie ist dem Pfalzgrafen von Tübingen zugeschrieben, ist ebenfalls die Rede von einer *Burg Entringen*. Sicher ist, daß zwischen 1469 und 1488 an einen schon bestehenden Turm ein Wohnschloß gebaut worden ist. Von diesem Turm berichtet Christian Heinrich Zeller, Besitzer des Schlosses gegen Ende des 18. Jahrhunderts: *Ein großer alter Turm bildete das östliche Brückentor. Eine hölzerne Zugbrücke führte über den großen Burggraben dahin. In dem Turm waren unter- und überirdische Kerker gewesen. Man fand darin noch Gebeine, eiserne Armbrustpfeile und einen eisernen Arm an der Mauer, in welchem noch der Armknochen eines Mannes war, der einst in dem schrecklichen Kerker schmachtete. Ja, das Leder in dem eisernen Handschuh war, halb verfault, noch zu sehen.*

Kein Wunder, daß der Hofrat Zeller den Turm nach diesen grausigen Funden sprengen und in den tiefen Burggraben stürzen ließ.

Heute steht der Besucher von Hohenentringen vor einem langgestreckten Steinbau – dreigeschossig und von einem Walmdach bedeckt. Hofwärts steht ein halbrunder Turm an das Gemäuer gelehnt. Man betritt ihn und gelangt über eine steile Wendeltreppe in die oberen Stockwerke. In der Gaststube fällt eine merkwürdige Darstellung an der Wand auf: Kinder, Kinder, Kinder drängen sich von der Burg den steilen Abhang hinunter in das Dorf zur Kirche. Während die letzten die Wehrmauer verlassen haben, schreiten die ersten unten durch das Kirchenportal. Ein adeliger Familienwurm! Über hundert Personen!

Im Jahre 1417 wohnten fünf Ritter mit ihren Familien auf der Burg. Die Zahl der Kinder ist urkundlich verbürgt. Die drei Familien von Hailfingen hatten zusammen 60 Kinder. Rudolf von Ehingen hatte 19 Kinder zu versorgen und Hugo von Gültingen 21 Kinder. Das ergibt genau hundert! Alle lebten *friedlich und freundlich*, wie uns Jörg von Ehingen in seiner Lebensgeschichte mitgeteilt hat.

Ritter Georg von Ehingen

Diese Lebensgeschichte des Ritters Georg – ein wunderbares Buch, das – noch im 15. Jh. geschrieben – im Jahr 1600 erschienen ist. Der Titel: *Reisen nach der Ritterschaft*. Georg von Ehingen ist als Sohn des Rudolf von Ehingen im Jahre 1428 auf Hohenentringen geboren worden. Seine Knabenjahre verbrachte er in Innsbruck am Hof des Erzherzogs Sigismund. Später zog der junge Georg nach Prag, um dort den Ritterschlag zu empfangen, nachdem er beim Erzherzog Albrecht in Rottenburg entsprechend ausgebildet worden war. Fortan mied er die Fürstenhöfe, um dem müßigen Leben zu entgehen. Er zog nach Rhodos, um mit den Johannitern gegen die Türken zu kämpfen. Dann begab er sich ins Heilige Land. In Jerusalem betete er für seinen greisen Vater. Und weiter ostwärts ging die Reise – nach Damaskus. Wie er schreibt, hat er auch das Haus, in dem der heilige Paulus gewohnt haben soll, besucht. Sein Ziel war Babylon. Er mußte die Wüste durchqueren. Es gelang ihm nicht. Er und seine arabischen Begleiter wurden von Reitern überfallen und gefangengenommen. Sie kamen aber bald wieder frei, nachdem ein Lösegeld von 30 Dukaten bezahlt worden war. Georg von Ehingen hat auch an Feldzügen gegen die Mauren teilgenommen. Er zog weiter über Südfrankreich nach Rom zum Papst. Von dort nach England und Schottland zum König Jakob, dessen Schwester Leonore die Gemahlin des Erzherzogs Sigismund war. Hochgeehrt, an welchem Hof auch immer er sich aufhielt, kehrte er im Jahre 1459 nach Tübingen zurück.

Barbara Gonzaga

Georg von Ehingen trat dann sofort in die Dienste des Grafen Eberhard im Bart, dessen Haushofmeister er wurde. Vielleicht faßte der Graf ein tiefes Vertrauen zu seinem Ratgeber, weil er selbst viele weite Reisen unternommen hatte – u. a. auch ins Heilige Land und mehrmals nach Italien. Vielleicht hielt er sich auch einige Zeit in Mantua am Hof der Gonzaga auf und lernte dort Barbara, die Tochter des Herzogpaares, kennen. Er schickte jedenfalls Georg von

Ehingen als Brautwerber an den Mantuaner Hof. Die Verlobung mit Barbara kam zustande – im April 1474. Die glänzende Hochzeit wurde diesseits der Alpen gefeiert. Aus dem Hofbrunnen des Uracher Schlosses flossen vier Eimer Malvasier, zwölf Eimer Elsässer und 500 Eimer Neckarwein, wie der Chronist berichtet.

Die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tode Eberhards zog Barbara nach Hohenentringen, das ihr der Gemahl vermacht hatte. Dort pflegte sie den Garten und nahm sich in Notzeiten der Armen an. Sie war sogar bereit, Speck und Bohnen mit dem Volke zu essen, wie überliefert wurde. Sie soll so dick geworden sein, fern ihrer sonnigen Heimat und fern der dort gepflegten kulinarischen und kulturellen Genüsse, daß sie sich nur mit Mühe bewegen konnte. Gestorben ist sie wahrscheinlich in Kirchheim/Teck, denn dort wurde sie im Dominikanerfrauenkloster beigesetzt.

Am Sonnenrand des Schönbuchs

Wandern wir nun auf der Höhe nach Breitenholz und nach Kayh. Wir blicken in das weite Halbrund, das durch die Schönbuchspitze zur Linken und den Grafenberg auf der Rechten begrenzt wird. Was für eine märchenhafte Landschaft, was für ein Paradies . . . ein schwäbisches Arkadien.

Jede Landschaft hat ihre Geschichte, und die des Ammertals ist wahrscheinlich nicht nur paradiesisch oder arkadisch. Oder gerade arkadisch? Damals vor einigen hundert Jahren zogen aufständische Bauern durch das Tal, versammelten sich in Kayh und strebten durch den Schönbuch nach Bebenhausen, um das Kloster zu plündern. Wütend kreuzten sie den Weg, den wir gerade mit Sonne im Herzen Richtung Obermönchberg entlanggehen. Dann kamen während des Dreißigjährigen Krieges Heerscharen im Ammertal zusammen, verwüsteten die Dörfer und schändeten deren Einwohner. Tod und Idylle. Das gehört im Ammertal zusammen. Und das ist auch Arkadien – eine Landschaft der süßen Sehnsucht und des bitteren Todes. So jedenfalls haben Homer und Virgil Arkadien definiert.

Und heute? Glücklicherweise kein Krieg und keine Revolution. Dafür fressen sich Beton und Teer durch die Gegend. Kürzlich wurde die Ammer wieder durch Industrieabwässer vergiftet. Vom kleinsten Stichling bis zur prächtigsten Regenbogenforelle trieben Tausende von toten Fischen zwischen Herrenberg und Tübingen im trüben Wasser. Wer für dieses Massaker verantwortlich ist? Man weiß es nicht. Wird man es je in Erfahrung bringen?

Auf dem Grafenberg oberhalb Kayhs blickt man

weit in das Land. In Nord-Süd-Richtung verläuft die Bodensee-Autobahn. Gedämpft vernimmt man das Rauschen der Fahrzeuge. Unter einem der mächtigen Türme der Wehrkirche von Kayh. Man sollte die einzigartigen Jugendstilfenster im Chor besuchen. Oberhalb von Kayh und zu unserer rechten Hand Obermönchberg. Wie ein kleines toskanisches Dorf schiebt es sich über einen Bergrücken des Schönbuchrandes. Der freistehende Kirchturm der einst von Hirsauer Mönchen erbauten Klosteranlage unterstützt noch diesen «italienischen Eindruck». Und noch etwas zeichnet diesen Ort aus: Obermönchberg soll mit Herrenberg durch einen Tunnel verbunden sein. Nach Herrenberg unterirdisch?

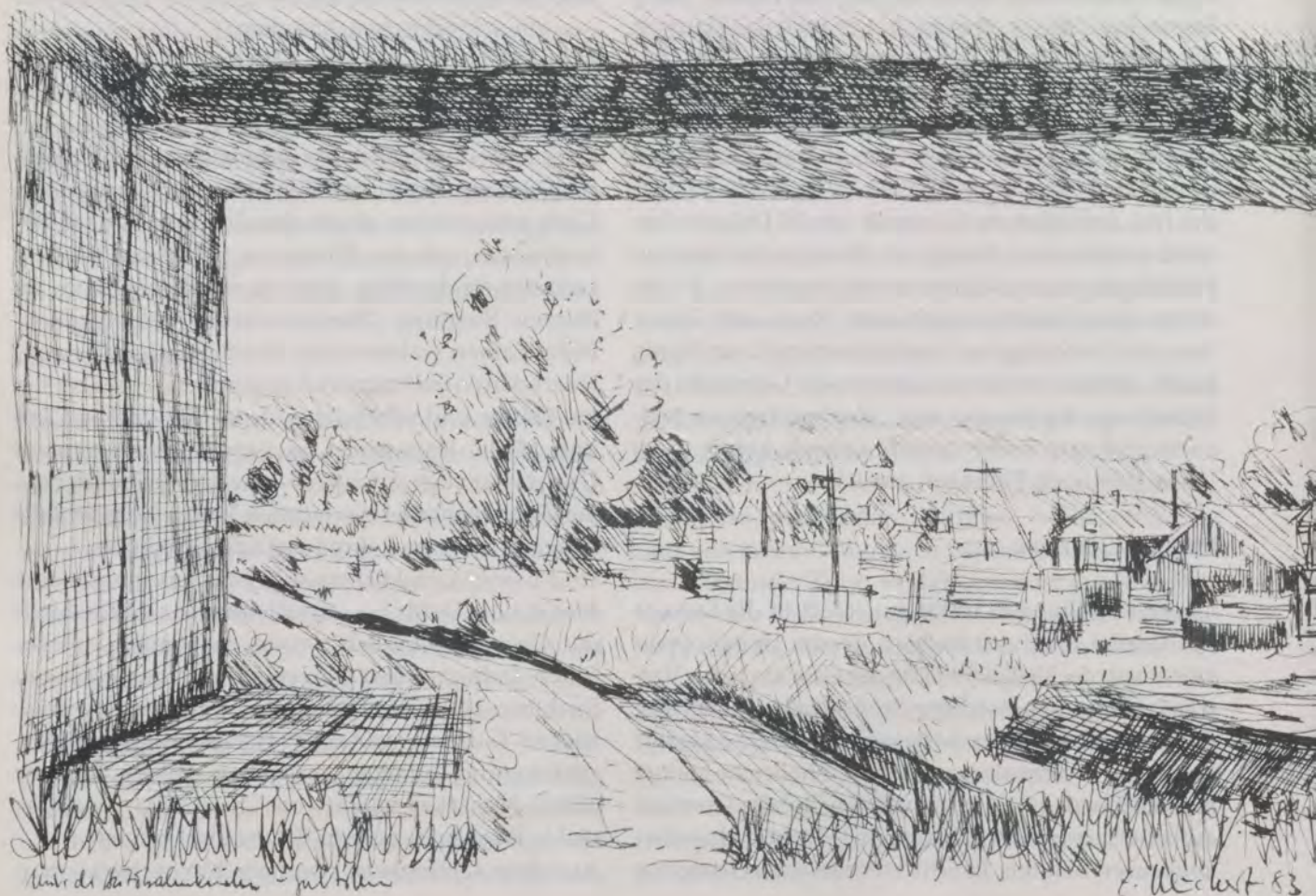
Unterirdische Gänge

Vor vielen Jahren ist ein Mann mit einer Wünschelrute zwischen dem Ober- und dem Unterdorf hin- und hergelaufen. Er war davon überzeugt, mit seinem Instrument den Tunnel aufzuspüren. Er fand ihn aber nicht. Auch bei späteren Grabungsarbeiten – es sollte eine neue Wasserleitung verlegt werden – stieß man auf keinen unterirdischen Gang. Der

Tunnel zwischen Herrenberg und Obermönchberg hat möglicherweise nur in der Phantasie der Leute existiert. Diese Phantasie erhielt immer wieder neue Nahrung. In einem der Schönbuchtäler, dort wo heute die Autobahn verläuft, ist einmal ein Pferdefuhrwerk eingebrochen. Fuhrmann, Pferde und Wagen verschwanden damals metertief im Erdreich. Ein ähnliches Unglück wiederholte sich übrigens viele Jahrzehnte später. Während der Arbeiten an der Autobahntrasse soll ein Raupenschlepper in den Wiesen plötzlich verschwunden sein. Er mußte aus einem tiefen Erdloch, in das er hineingerutscht war, geborgen werden. Diese Einbrüche sind zu erklären: Die Talsohlen durchzieht eine Gipskeuperschicht, die durch Quellen oder Rinnsale ausgewaschen werden kann.

Im Kapuzinerkeller der Kirche findet sich eine zugemauerte Tür; und im ehemaligen Schloßkeller von Herrenberg ebenfalls. Zwischen beiden Türen – doch ein Tunnel? Betrachten wir die Baugeschichte der Obermönchberger Kirche: Über dem Kapuzinerkeller erhebt sich ein kleiner Saalbau. Er wurde an Stelle der im Jahre 1748 abgerissenen Klostergebäude errichtet. Wenige Meter entfernt, freistehend

Gültstein, durch die Autobahnbrücke gesehen





Blick auf Herrenberg mit der beherrschenden Stiftskirche

in italienischer Weise, der Kirchturm. Er muß um 1100 erbaut worden sein. Östlich befanden sich der Chor und westlich anschließend das Kirchenschiff. Es handelte sich offensichtlich um eine Chorturmanlage. Strebepfeiler und ein zugemauerter Triumphbogen sowie eine Wandnische, die als Sakramentshäuschen gedient haben dürfte, deuten darauf hin. Im Turm kann man sogar noch Freskenreste ausmachen. Nach der Chronik des Vogts Heß sind sie zusammen mit biblischen Themen der ehemaligen Kirche im Jahre 1532 entstanden. Gemalte Pilaster und Ornamente deuten ferner auf eine illusionistisch ausgestaltete Chorpartie.

Dort, wo damals das alte Kirchenschiff stand, befindet sich heute der Friedhof – und darunter – möglicherweise der Tunnel. Vielleicht haben die Mönche damals einen Verbindungsgang vom Kapuzinerkeller zur Kirche gegraben – vielleicht auch ein wenig weiter den Stollen vorangetrieben – als Fluchtweg. Ähnliche Gründe mögen auch für das Herrenberger Vorhaben maßgeblich gewesen sein: In unruhigen Zeiten waren Schloßbewohner auf Fluchtwege und Fluchttunnel angewiesen.

Ursprung der Ammer

Nun aber zur Ammerquelle und nach Herrenberg. Hinter Gültstein begegnen wir den Ammermühlen, die malerisch zwischen Buschwerk und Weiden liegen. Wir besteigen einen nicht sehr hohen Wall, um auf ihm kurz nach der ersten Ammermühle die viel befahrene B 24 zu überqueren. Es handelt sich hier um einen verwaisten Bahndamm. Bohlen und Schienen sind herausgerissen. Die Ammertalbahn pendelt schon längst nicht mehr zwischen Herrenberg und Tübingen. An Schrebergärten und Einfamilienhäusern vorbei nähern wir uns der Quelle. Sie ist an den hohen Bäumen inmitten einer Wiese leicht zu erkennen. Drei kleine Tümpel, umgeben

von wild wucherndem Gras, bringen die Ammer hervor. Hier eine Plastiktüte, weiß-orange, und dort die unvermeidliche Blechdose. Ein paar Papierfetzen. Kein Mensch zu sehen. In der Ferne tuckert ein Traktor über das Feld. Und ob der Spaziergänger den windschiefen Pfahl mit dem Schild *Ammerquelle* beachtet, ist fraglich.

Herrenberg – einmal nicht aus der Postkarten-Perspektive

Setzen wir unseren Weg fort und suchen den Bahndamm. Wenige Schritte von der Quelle entfernt ein kaum befahrener Tunnel. Was für ein überraschendes Bild, das von der Bogenform des Tunnels gerahmt wird: Vor uns eine weite Wiese. Links ein Telegrafmast und dahinter Fabrikgebäude. Ihnen zur Seite bunt übereinandergestapelte Kisten. Abgestellte Laster und ihre Anhänger bereichern die Szenerie. Irgendwo, rot leuchtend, ein Pkw. Jetzt erst bemerkt man die Herrenberger Stiftskirche. Und man ist erstaunt, sie so spät entdeckt zu haben, ein Symptom für die «mediengeprägte» Einstellung unserer Wahrnehmung. Nein, Herrenberg kennen wir vorwiegend aus der Postkarten-Perspektive. Die Stiftskirche neben einem banalen Fabrikgebäude? Das ist unglaublich.

Wir stehen am Stadtrand von Herrenberg. Vor uns der Industriegürtel, dahinter die Altstadt. Und so ist es richtig. So sollte der Eindruck von einer mittelalterlichen Stadt im 20. Jahrhundert vermittelt werden. Immerhin arbeiten hier die Menschen, die Herrenberg zu einer wohlhabenden Stadt gemacht haben. Wenn die industriellen Attribute auch stören, sollten wir daran denken, daß wir ihnen die Finanzierung dessen verdanken, was wir staunend bewundern: unter anderem die einzigartige Stiftskirche, deren Restaurierung viele Millionen Mark gekostet hat. Und diese Restaurierung war nötig, denn

sonst würde dieses Wunder Südwestdeutschlands nicht mehr stehen.

Die Herrenberger Stiftskirche – ein in der Tat nicht geheures Werk! Im Jahre 1742 soll der Baudirektor von Leger sich geweigert haben, in einem nicht weit von der Kirche entfernten Haus Quartier zu beziehen, da er mit dem Einsturz des Kirchturms rechnete. Die Geschichte der Herrenberger Stiftskirche ist zugleich eine ihrer Restaurierungen. Über Bauschäden am Turm hat man schon im 15. Jahrhundert berichtet, zu einer Zeit also, als das Gewölbe konstruiert wurde. Mit dem Westbau hat man allerdings schon um 1300 begonnen, und der Chor wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geweiht. Im 16. Jahrhundert werden Baumeister aus Tübingen nach Herrenberg geholt, um erneute Schäden am Turm zu beheben. Eichenbalken wurden als Stützelemente eingezogen.

Ich sprach von einem Turm – aber es waren ja dann zwei, die das Sockelgeschoß des Westwerks krön-ten. Im Jahre 1749 wurden diese beiden Türme gestutzt, um der barocken Zwiebel Platz zu machen. Der Grund für diesen entscheidenden Umbau war in den Erdbewegungen des Jahres 1733 zu finden. Auf dem Marktplatz entstand eine Erdspalte, Häu-sergiebel verschoben sich. Stürme und Blitzschläge in den darauffolgenden Jahren sollten die Türme ebenfalls schwer mitgenommen haben. Die Ursachen für diese Schäden sind in der Bodenbeschaffenheit des Schloßberges zu suchen. Der

Berg wandert – langsam aber stetig auf das Gäu zu. Messungen haben ergeben, daß der Turm auf der Südwestseite pro Jahr um einen Millimeter sinkt. Die Kirche ist nunmehr rund 700 Jahre alt, – ist also schon um stattliche 70 cm gesunken!

Man hat schon sehr früh festgestellt, daß die Fundamente des Turms nur teilweise auf festem Gestein ruhen, die Seitenzonen stecken in weicherem Boden. So drohte der Turm auseinanderzubrechen, da die Pfeiler seitlich absackten. Am Ende des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1799, mußten aufgrund weiterer Bodenbewegungen Kanthölzer in das Turmgewölbe eingemauert werden. Das Gewölbe hat man herausgenommen und das prächtige Fenster zugemauert. Und so ist es weitergegangen, bis auf den heutigen Tag: Im November 1971 mußte die evangelische Kirchengemeinde ihr Gotteshaus schließen. Und nun stand man vor der Entscheidung: Sollte man die Kirche abreißen oder auf weitere Jahrzehnte sichern. Den Berg, da war man sich einig – könne man nicht aufhalten. Auch noch so viele «Betonspritzen» vermögen kein sicheres Fundament zu schaffen. Aber man könne die Kirche so stabilisieren, daß sie den Marsch des Berges schließlich mitmacht. Die Turmwände wurden zusammengespannt und in das Turminnere zwei Betondecken zur «Versteifung» eingezogen, so daß die Kanthölzer wieder herausgenommen werden konnten. Dadurch wurde der ursprüngliche Zustand fast wieder hergestellt. Man kann nur hoffen, daß diese Arbeiten die Herrenberger Stiftskirche für 100 bis 150 Jahre gesichert haben.

75 Jahre Pfullinger Hallen*

Max Bächer

75jährige gibt es nicht wenige. Man nennt sie Alte, obwohl sie oft jünger sind als die Jungen. Man feiert ihre Geburtstage und hört, was sie vom Leben erzählen, das hinter ihnen liegt. Geburtstage von Bauten werden selten gefeiert, und man muß schon fragen, was es auf sich hat, wenn eine Stadtverwaltung zu einem Fest einlädt, bloß weil ein Gebäude 75 Jahre alt geworden ist. Dabei sind Geburtstage von Bauten gar nie genau festzustellen. Zählt die Einweihung, die Fertigstellung, die Grundsteinlegung, der Entwurf, der Bauauftrag? Architektur schlüpft nicht geschwind aus dem Ei wie ein Huhn. Sie hat viele Väter und Mütter, und oft schlummern im Schoß der Zeit schon jahrelang ungeborene Ideen, bis ein glücklicher Umstand sie an irgendeiner

Stelle zur Welt bringt. Architektur ist immer Reaktion auf irgend etwas. Sie reagiert technisch-praktisch auf nützlichen Bedarf. Sie reagiert programmatisch-inhaltlich auf politische Veränderungen. Und sie reagiert ästhetisch-gestalterisch auf den Wandel gesellschaftlicher Wertvorstellungen, die sie nachzeichnet, zu verändern sucht – oder im Stich läßt. Von welchen Zufällen ihre Geburt auch abhängig ist: sie bedarf zu ihrer Verwirklichung immer einer Initiative, eines Willens zum Bauen, eines Auftraggebers. Und so spricht sie immer ein Zeugnis über die Zeit und ihre Mächtigen. Die Steine reden. Aber verstehen wir immer, was sie sagen? Wovon erzählen die Pfullinger Hallen, zu deren Geburtstag ich hier als Architekt, der dieser Stadt durch eine über zwanzigjährige Beratungsarbeit verbunden ist, eine Festrede halten soll?

*Festrede, gehalten am 4. 12. 1982 in den Pfullinger Hallen.